

„WENN'S IN D'VESPERTASCH' GEHT . . .“

Die Fabrik als Fundort von Brauchbarem und als Ort mit Reparaturmöglichkeiten

„Obwohl, i sag immer, wenn einer heut d'rauf aus isch und hier Antiquität von Wert sammeln tät, der isch b'schisse dro! Des war'n immer arme Säck' hier, immer, zu alle Zeite. Die han aus 'em Blechnapf g'fresse, die hans zu nix 'bracht. Was denn? Mit ihre drei Briefmarke-Äckerle, do isch doch nix 'gange. Wie wi't denn do rich were?“

Derart charakterisiert der Betriebsschlosser W. aus dem Murgtal beiläufig die Lage derer, die früher im Murgtal lebten. Unterstanden die Kleinbauern Südbadens bis zum Ende des 13. Jahrhunderts dem schwäbischen Grafengeschlecht der Ebersteiner, so hatten sie ab dem 14. Jahrhundert die Abgaben dem Markgrafen von Baden zu entrichten. Von den „Herrenfronen“ und dem „Zehnt“ wurden sie erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts befreit, und mit den „drei Briefmarke-Äckerle“ erinnert der Betriebsschlosser an jene starke Zersplitterung des Grundbesitzes bis zur ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Auch heute noch wirken die Hänge des Murgtals im Sommer und Herbst wie bunte Flickenteppiche. Doch finden die Bewohner der im Murgtal verstreuten Dörfer seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert Arbeit in der ansässigen Papierindustrie. Landwirtschaft betreiben sie meist nur noch als Nebenerwerb, doch in einem solchen Ausmaß, daß einige von ihnen sich hin und wieder rühmen können, daß bei ihnen „nie“ ein gekaufter Salatkopf auf den Mittagstisch kommt.

Diese ehemaligen Kleinbauern betrachten heute ihre Fabrik als einen Ort, wo man etwas reparieren lassen kann, und wo ab und an etwas Brauchbares zur Wiederverwendung zu finden ist. Um darüber näheres zu erfahren, unterhielt ich mich mit einem Betriebsschlosser, einem Schreiner und einem Arbeiterhepaar.¹

Die Fabrik ist der Ort in dem diese Arbeiter im Schichtbetrieb ein gutes Drittel ihres Lebens verbringen, der sie in den Dienst nimmt, den sie aber selbst für ihre Zwecke in Dienst nehmen. Die Angehörigen der Belegschaft unterstützen einander durch

kleine Hilfeleistungen. Gerade wenn es um die Reparatur von Haushaltsgegenständen geht, finden sie in den Betriebshandwerkern, den Schlossern, Schreibern und Elektrikern Leute mit entsprechendem Sachverstand, die sich, gegen eine kleine Gefälligkeit, (in)offiziell der kaputten Dingwelt annehmen. So wird dem Elektriker innerhalb der Firma während der Schicht ein nicht mehr intakter Rasierapparat, das kaputte Bügeleisen, der versagende Staubsauger oder die defekte elektrische Kaffeemühle mitgebracht. Der elektrische Föhn des Arbeiterhaushalts, in dem ich eines der Gespräche führte, ist bereits „über neunundzwanzig Jahre“ alt und war schon „dreimal“ im Betrieb.

„(. . .) dann nehm ich's halt mit und bring's dem Motore'wärter auf der Schicht. Do kannsch Glück ha', daß er sagt: „Des isch zu repariere“, oder, wenn er kei' Luscht hat, dann sagt er: „I kann's nit, des isch kaputt.““

Der Betriebsschlosser erklärte, daß heute bevorzugt Elektriker im Betrieb angesprochen werden. Doch auch die Schlosser werden noch um Hilfe gebeten, ihr Urteil über die Inanspruchnahme durch Kollegen ist zweischneidig: Manche brächten zwar selbst noch die Küchenmesser zum Schärfen in den Betrieb, oder sie vertrauten den Betriebsschlossern ein altes Türschloß an, aber insgesamt sei das mittlerweile ein „Trauerspiel“ geworden:

„Früher h'en halt die Leut die Sach' in d'Tasch g'steckt. E'Wägele, e' Achs ang'schweißt und so, des hasch halt g'macht. Aber heut gib't des ja alles ni'mehr. Wer hat heut noch an Handkarre zu reparier'n oder so? Heut bringe se noch en Topf zum löte' . . . und so irgendwas. En Schlüssel, en ab'brochener Schlüssel, oder e Spitzzeise zum anspitze. Des isch alles e Trauerspiel, des zeigt eigentlich en enormer Niedergang. Es isch jo kei' Schmied me' im Dorf. Was s'e heut noch bringe: Fahrrädle, Dreirädle . . . so Zeug. Also, des isch en enormer Wandel . . . Ketcars, die sin' jo laufend kaputt, die Scheißdinger da . . . Des isch alles. Früher hat noch en Schmied davo' g'lebt, heut bring't's einer in d'Firma.““

„D' ei'heimische Hobbykünstler die mer noch h'en. Die von dene' ma' weiß daß se noch e Äckerle h'en. Die, die sich mit Holz versuche, die schnitze', die bringe noch die Messer zum scharf mache. Aber so wie nach 'em Krieg, wo ma' also echt d'rauf an'gwiese war, den alte Kram auf Vordermann z' bringe, so isch's heut lang ni'me' . . . Mir sin' e Verbraucherg'sellschaft g'worde.“

Wie gelangt so ein kaputter Gebrauchsgegenstand in den Betrieb? Der befragte Arbeiter gibt zu verstehen, daß diese Gefälligkeiten zwar von der Firmenleitung nicht umstandslos gebilligt werden, aber trotzdem sind sie selbstverständlich:

„. . . erstensch sollsch nit. Ich mein, ma hat scho' mal was mache' lasse! Aber, des sin' Kleinigkeite! Natürlich lasst ma' sich was schweiße', wo will ma' denn no?“

Das ,wo soll man denn hin mit den Sachen' wird noch häufiger geäußert. Wer soll den stumpfen Meißel, wer das gebrochene Teil der Nähmaschine reparieren? „Wenn's in d'Vespertasch geht. . .“, das kaputte Teil also unbemerkt mitgenommen werden kann, dann ist es selbstverständlich, auf der Nachtschicht einen guten Schweißer zu fragen, ob er ein zerbrochenes Geräteteil für den nächsten Tag wieder zusammenschweißen kann.

Es sind nicht unbedingt Kostengründe, die die Betroffenen dazu bringen, das Reparaturwürdige in der Fabrik wieder „auf Vordermann bringen“ zu lassen. Bei dem Arbeiterehepaar hieß es.

„S'isch, ich will mol so sage', für unsereins isch's e' Erleichterung, wenn ma' noch schnell was in de Betrieb mitnehme' ko! Verreckt was am Tag, dann müßt ich am nächste in d'Werkstatt. Womöglich noch acht Tag' warte' bis des Ersatzteil kommt. Und die im Betrieb könnst eventuell schweiße. Dann hält's wieder e' halb's Jahr oder nur ein Tag.“

Für die Nebenerwerbslandwirte, die oft gleich nach der Schicht auf die Äcker gehen, ginge einfach zuviel Zeit verloren, würde man das nicht mehr intakte Objekt in eine Werkstatt bringen. Sie müßten die landwirtschaftliche Arbeit zu lange liegen lassen.² So wird das lädierte Mähmesser beispielsweise während der Nachtschicht wieder repariert, damit am nächsten Morgen „weiterg'schafft“ werden kann. Wie die Ehefrau des Arbeiters leicht kopfschüttelnd mitteilte, zieht ihr Mann den „blauen Anton“ oft gar nicht mehr aus. Das Ausmaß seiner Hinwendung zur Landwirtschaft bildet denn auch einen innerfamiliären Konfliktpunkt.

Wie läßt sich nun etwas im Betrieb reparieren? Oft gibt es auch größere Dinge zum Tüfteln oder Reparieren. Bei diesen Ge-

legenheiten kann der Betriebshandwerker eventuell dazu bewegt werden, daß er sich in der Freizeit der Pläne und Bruchstücke annimmt. So befindet sich beispielsweise im Keller des von mir besuchten Haushalts ein schmiedeeisernes Tor, das auf diese Art und Weise in Auftrag gegeben worden war. Mit den Dingen, die sich in den Betrieb mitnehmen lassen, sieht es anders aus. Hier geht es nicht um einseitige Auftragsarbeiten; die zur Reparatur anfallenden Kleinigkeiten werden aus „Gefälligkeit“ repariert; dies ist nicht kostenlos: „Der Preis isch halt normal e' Flasch Bier (. . .)“, oder eine „Schachtel Zigaretten“ oder eine „gute Zigarre“.

Wenn auch vom „Preis“ der reparierten Kleinigkeiten gesprochen wird, so ist damit nur ein symbolischer Preis gemeint. „Entweder man macht was, oder man gibt was“ sagt der Arbeiter, und kurz darauf seine Frau: „Wer nicht sät, der erntet nicht. . . Ohne Fleiß keinen Preis.“ Geschenkt sei einem also nichts.

Die „Gefälligkeiten“ beruhen auf einer strikten Wechselseitigkeit. Hier wird nicht ein Tauschgeschäft abgewickelt, wie es sich tagtäglich im Krämerladen, am Kiosk, im Supermarkt und bei der Tankstelle vollzieht, wenngleich diese Wechselseitigkeit sehr wohl von einer den Beteiligten nicht bewußten Rationalität lebt. Man erweist sich Gefälligkeiten; und die Schachtel Zigaretten deutet nicht nur an, daß der andere nicht ‚ausgenutzt‘ werden soll, damit wird es auch möglich ‚mal wieder‘ mit einer neuen Bitte zu kommen, d.h. die in der Zukunft anfallenden „Kleinigkeiten“ werden potentiell reparierbar.

„Wir werden das schon wieder hinbiegen“, diese Redewendung könnte hier eintreten, um jene oben beschriebene Grundform des sich gegenseitig Aushelfens zu umschreiben. Und es scheint so, als ob der Bereich des (inoffiziellen) Reparierens in der Fabrik als Beispiel für eine Form umfassender Solidarität einsteht, die in der oben genannten Redensart angedeutet ist.

Doch in der Fabrik läßt sich nicht nur einiges wieder ‚geradebiegen‘, hier findet sich auch ‚Brauchbares‘. Das Phänomen der Wiederverwendung muß zusammen mit dem des Reparierens betrachtet werden: Wer einen Gegenstand repariert, der versucht, den normalen Verschleiß, die Abnutzung wieder rückgängig zu machen. Wer ein Objekt wiederverwenden kann, für den ist dieser jetzt gerade unbrauchbare Gebrauchsgegenstand noch lange kein ‚Müll‘, er ist noch nicht voll ‚vernutzt‘. Um mit einer persönlichen Erinnerung zu beginnen: Im Murnelsack meiner Kind-

heitsjahre befanden sich einige, mir besonders ans Herz gewachsene Klicker. Das waren ausrangierte, silbrig glänzende und polierte Stahlkugeln aus Kugellagern, die mir mein Vater vom Schrottplatz des Betriebs hin und wieder mitbrachte. Der Blick für diese Dinge entsteht nur, wenn ein Sinn für Wiederverwendung entwickelt ist. Und dieser prägt den ganzen, von mir besuchten Arbeiterhaushalt offensichtlich: jeder Gegenstand hat eine lange Geschichte, d.h. er wechselte oft Besitzer wie Gebrauchsweisen.

Ein Beispiel: Im Schiebewagen des alten, weiß emaillierten Küchenherdes, in dem früher das Holz zum Anfeuern lag, werden nun Papiertüten aufbewahrt. Hier findet sich nicht nur das Geschenkpapier vergangener Geburtstage und Weihnachtsfeste, selbst die kleinen Kartons von Schokoladetafeln, die Stützplatte von den in Cellophan eingepackten Hemden und Strümpfen warten hier auf späteren, andersartigen Gebrauch. Neben diesem Küchenherd, der im Winter noch mit Holz befeuert wird, stehen zwei ausgediente, mit Stoffresten und DC-Fix überzogene Waschmitteltrommeln für das Holz und die Papierabfälle. In der Spüle liegen ‚Putzlumpen‘ von ausgedienten Bettlaken, Handtüchern und – im Doppelsinn des Wortes – nicht mehr ‚tragbarer‘ Unterwäsche. Auf dem Küchenboden breitet sich einer jener farbenfrohen Achtundneunzig-Mark-Küchenteppeiche vom Großversand aus, der gerade ein Jahr lang seine Dienste tut. Früher sei der alte, abgelaufene Teppich ins ‚Kinderzimmer‘ gekommen. Rückte der nächste, in der Küche ausgediente Teppich an, so konnte man den nun schon zweimal benutzten Teppich immer noch nicht zum Müll geben, er wurde dann hinter das Haus in die Scheune gebracht. Im Küchenschrank befindet sich, wie in jedem Haushalt, eine jener Schubladen, in welchem sich das allernotwendigste Reparaturwerkzeug für die Frau befindet: Hammer, Beißzange, Schraubenzieher und Flachzange neben kurzen Schnüren, alten Weinflaschenkorken, zusammengesammelten Nägeln und Schrauben, ausgedienten Kugelschreibern, Büroklammern und Reißnägeln, Gummis und Schraubverschlüssen, die irgendwann noch die passenden Gläser finden werden. Natürlich werden auch leere Pralinen- und Eierschachteln gesammelt; beim Bäcker fragt man hin und wieder nach stabilen ‚RAMA-Schachteln‘ die für allerlei ‚Kruscht‘ gut genug sind. Dieser praktische Sinn der Hausfrau wurde ja auch schon findig vermarktet: nicht nur Kaffeedosen werden so gestaltet, daß man sie

nicht mehr wegwerfen will; unlängst konnte sich jeder zu gläsernen Joghurtbechern sogar die passenden ‚hübschen‘ Korken bei der entsprechenden Werbeabteilung dazu bestellen.

Nicht nur der Blick in die Küche zeigt den Stellenwert der Wiederverwendung in diesem Haushalt; auf dem Speicher findet sich die riesige, ausgediente Theke eines alten Textilgeschäftes – vor dem Sperrmüll gerettet. Mit ihren vierundzwanzig Schubfächern in denen sie früher Garnrollen, graue Unterhosen, Strümpfe und rosa Baumwollschlüpfer verwahrte, wurde sie ein geräumiger Unterschlupf für Kabel, Lichtschalter, Packpapier, alte Vasen und eine Unzahl von Dingen, die sich Schicht für Schicht dort ablagern. In der hinter dem Haus liegenden Scheune – und wer einen Sinn für Wiederverwendung entwickelt hat, der benötigt dringend einen Schuppen – finden sich eine Unmenge alter Türen, Fenster, Balken und Bretter. Hier lagen bis vor kurzem noch Parkettbodenbretter, die schon einmal benutzt wurden. Da es aber trotzdem noch ‚(. . .) nagelneue Bretter war'n, wo noch kei' Mensch druff g'loffe isch, weil der Stragula immer druff war . . .‘, habe man sie in dem Abbruchhaus herausmontiert und wenig später dem Schwager damit den Flur gelegt.

Wer so einen entwickelten Sinn für Wiederverwendung zeigt, wer im Ausgedienten nicht nur Müll, sondern auch Brauchbares entdeckt, für den muß auch die Fabrik zwangsläufig so etwas wie ein Materiallager sein: Während des Krieges nahm man dort Teile gerissener Transmissionsriemen mit nach Hause, daraus ließen sich haltbare Schuhsohlen schneiden; aus Kistenbrettern, in denen Transformatoren und Maschinenteile transportiert wurden, konnte manches Regal für den Schuppen oder den ‚Hasenstall‘ gezimmert werden. Benötigt wird alles, das fängt bei den kleinsten Nöten an: eine winzige Schraube, ein kleines Stück Flacheisen oder ein Stück Kupferrohr.

Heute findet sich in den Schrottocontainern auch Größeres. Mein Gesprächspartner spekulierte etwa einmal vergeblich auf Leitungsrohre, die für den Schrott demontiert wurden. Er wollte sie zu Gartenzaunpfählen umnutzen. Größere Funde – also das, was nicht in die ‚Vespertasche‘ paßt – können jedoch nicht so ohne weiteres davon getragen werden. Der jeweilige Meister stellt dafür einen ‚Materialschein‘ aus:

‚Vorne kommt ma' nit raus ohne Zettel. . .‘ Früher sei zu viel ‚weggekommen‘, das sei ‚zu arg‘ geworden. Ja, es existiere

gar eine diesbezügliche Redensart über die Gemeinde, die dem Betrieb am nächsten liegt; die Frau des Arbeiters erzählt:³

„Also ma' sagt, wenn in [der Gemeinde] der Befehl komme würd: ‚Alles soll wackeln, was von [der Firma] isch, dann tät kei' Haus mehr steh.“

Was davon Dichtung oder Wahrheit ist, läßt sich schwer entscheiden. Der, der fragt, bekommt immer nur von den großen ‚Coups‘ zu hören. Hier geht es auch nicht um das ‚Abstauben‘ bzw. ‚Organisieren‘;⁴ die hier geschilderten Einstellungen zur Wiederverwendung und zum Reparieren sind ja nicht deckungsgleich mit dieser Art und Weise der Indienstnahme einer Fabrik. Um noch einmal die „Vespertasche“ als Bestimmungsmaß des ‚Wegschaffbaren‘ zu betrachten: hier transportiert ein praktischer Sinn Nützliches und Brauchbares nach Hause, der in der Kindheit entwickelt wurde, ihr aber teilweise entronnen ist. Was in der Kindheit die ausgebeulten Hosentaschen sind, stellen im übertragenen Sinn die Vespertaschen der Arbeiter dar. Beide Male handelt es sich um relativ bescheidene Formen des Mitnach-Hause-Tragens-der-Schätze-der-Welt. Der ‚Sammeltrieb‘ der ehemals „Steinreichen“, und mehr als stein-reich wurden sie auch später nicht, ist realitätstüchtiger geworden. Es wäre allerdings zu naiv, wollte man nur von einem Sammeltrieb sprechen, der alle einmal befahl und sie rostige Nägel, Hühnerfedern und farbige Glasscherben aufsammeln ließ. Der Hinweis darauf, daß jene auch später nur stein-reich blieben, ist schon deutlicher: Was hier fortlebt, wurde nicht nur in der Nachkriegszeit erworben, der befragte Arbeiter mußte auch in seiner Kindheit das einzige Paar Schuhe mit seinen zehn Geschwistern teilen; wer früh aufstand, konnte sich freuen, die anderen hatten an diesem Tag das Nachsehen.

Die hier beschriebene Nutzung des Betriebs hat den Charakter geduldeter Überschreitung. Diese Indienstnahme wird zwar von der Firmenleitung nicht gern gesehen, aber die Belegschaft beansprucht diese für sich als selbstverständliches Recht. Sie bildet eine Art von „Gewohnheitsrecht“, dessen Verbot kleinlich wirken würde und wohl auch nicht durchführbar wäre.

Dabei ist an jene Sorte von Gewohnheitsrechten zu denken, die der junge, in der Rheinischen Zeitung publizierende Karl Marx 1842 bissig verteidigte, als der rheinische Landtag in den Debatten über das Holzdiebstahlggesetz versuchte, das „Sammeln von Raffholz“ unter Strafe zu stellen⁵. Er beschreibt

dort ein Gewohnheitsrecht der verarmten Moselbauern. Ihr Sammeln des Raffholzes war allerdings Ausdruck notdürftigster Verhältnisse; es heißt unter anderem bei Marx:

„Die Natur selbst stellt in den dünnen, vom organischen Leben getrennten, geknickten Reisern und Zweigen im Gegensatz zu den festwurzelnden, vollen, saftigen (...) Bäumen und Stämmen gleichsam den Gegensatz der Armut und des Reichtums dar. Es ist eine physische Vorstellung von Armut und Reichtum. Die menschliche Armut fühlt diese Verwandtschaft und leitet aus diesem Verwandtschaftsgefühl ihr Eigentumsrecht ab (...).“⁶

Auch die hier beschriebenen Indienstnahmen halten sich an die „Kleinigkeiten“⁷. Darin schon eine Enteignung des Fabrikherrn vorweggenommen zu sehen erscheint allerdings spontan kritisch. Die ganze Belegschaft respektiert den objektiven, rechtlichen Eigentumstitel, aufgrund dessen dem Fabrikbesitzer der Betrieb ‚gehört‘. Aber neben diesem formal-rechtlichen Eigentumsbegriff, und er ‚zählt‘ allein, existiert auch ein subjektiver Begriff von Eigentum: durch „Aneignung“ im ‚tätigen‘ Umgang mit der natürlichen und technischen Umwelt. Das, was jemand herstellt, ebenso das Umfeld des Betriebs und der Arbeitsplatz werden subjektiv so erlebt, als ob es das Eigene wäre. Und deshalb verhalten sich die Arbeiter zu dem Betrieb, als ob es der ihrige wäre. Die hier beschriebene Form der temporären Nutzung der Betriebseinrichtungen ließe sich sicher als eine Form der Auseinandersetzung mit Abhängigkeitsverhältnissen verstehen. Es muß jedoch keine reflektierte Form der Auseinandersetzung sein — hier findet eine spontane Nutzung der Möglichkeiten statt.⁸

Eine Anekdote, die den rechtlichen Status der Nutzung der Fabrik als Fundort von Brauchbarem kenntlich macht, erzählt das Arbeiter Ehepaar aus W.:

SIE: „Früher, wo mei' Mann bei [der Firma] gearbeitet hat, da hat sich einer mal Bretter hing'richtet. Da isch der alte [Meister] hing'ganga, hat's g'merkt und hat's wieder aufbunde. Und hat auf en Brett g'schriebe: ‚Diese Bretter wurden bei [der Firma] geklaut.“

ER: „... hat seinen Name drunterg'setzt ... hat se wieder zugebunde' und no' g'legt wo's g'lege isch.“

SIE: „Hat de' Name d'runter g'setzt und der ander isch mit fort und hat nix g'merkt.“

ER: „Aber wo er's aufg'macht hat, hat er's scho g'merkt.“

In den Feuilletonspalten, die sich allwochenendlich den Kuriositäten widmen, findet sich hin und wieder eine Notiz die ähnliches berichtet. So soll es Hotels geben, die in weiser Voraus-

sicht in das begehrte Besteck eingravieren lassen: „Diese Gabel wurde im Hotel . . . gestohlen“. – Hier handelt es sich um eine mehr resignierte Reaktion, die eher noch ins witzige Licht zu rücken versucht, was ‚so oder so‘ kaum zu unterbinden ist. Ähnlich ist die Haltung des Meisters: Die geschilderte Stellungnahme des Meisters ist ja nicht strikt verbietend. Er tritt zwar mit mahnendem Zeigefinger auf, das steht außer Zweifel, und drückt doch ein Auge zu.

Die Gegenstände die legitim mitgenommen werden können, wurden bisher nicht erwähnt. Z.B. die blauen 100 bzw. 200 Liter Plastikfässer, in denen Chemikalien zur Papierherstellung angeliefert werden. Sie bieten dem Nebenerwerbslandwirt vielfältige Verwendungsmöglichkeiten. Dem einen dienen sie als Mostfaß, andere schlagen darin ihre Zwetschgen und Mirabellen ein, um die gegorene Maische später in einer der kleinen Brennereien des Murgtals zu Schnaps brennen zu lassen. Anderen dienen sie als Wasserfässer, um im Sommer die Beete gießen zu können.

Woher kommen nun die Einstellungen zur Wiederverwendung und zur Reparatur? Meine Gesprächspartner erklärten ihr Verhalten oft intuitiv durch einen Rückgriff auf die Nachkriegsjahre. So erzählte der Betriebsschlosser unter anderem, wie aus Teilen zerbombter Schienen Äxte gefertigt wurden:

„Aus Eise ‚bahnschiene hat ma‘ Äxt g‘macht. In der Fabrik hinne, wo so e‘ Bomb rei‘ isch, sin‘ so Brocke rumg‘lege. Von dem Fliegerangriff der in d‘Schiene rei‘ isch. Des war hochwillkomme! Hasch überhaupt nix ‚kriegt, hasch mit allem z‘friede sei müsse.“

Doch der eigentliche ‚Erzieher‘ begann schon früher sein Werk. Der sparsame und umsichtige Umgang mit der Welt der Gegenstände wurde in den dürftigen, noch überwiegend kleinbäuerlichen Familienverhältnissen unmerklich eingeübt. Die beschriebene Haltung gegenüber den Geräten und Haushaltsgegenständen war ‚not‘wendig. Die in Umrissen skizzierte Einstellung zur Wiederverwendung und zum Reparieren kommen nicht von ungefähr, sie sind ‚Überlebens‘ einer ‚Kultur der Armut‘¹⁰, die auf den ersten Blick sich nicht preisgibt, etwa wenn man nur auf den Teppichboden hereinfällt und die hier nicht zu erzählende Liste von Gegenständen, die dem besuchten Haushalt eine gewisse Wohlhabenheit¹¹ attestieren könnten. Und doch wird das Tüfteln und Reparieren nicht nur als Hobby¹² betrieben.

Die Indienstnahme der Fabrik und der hier geschilderte umsichtige Modus des Dingumgangs steht den modernen Umgangs-

formen mit Konsumgütern nicht zuletzt deshalb entgegen, weil die Massenartikel zum Wegwerfen nötigen, ihr modischer und sachlicher Verschleiß ist einprogrammiert. Gesamtgesellschaftlich ist der Abschied von der ‚Ökonomie des Mangels‘ durchgesetzt. Die hier im Schattenriß konturierten Handlungsmuster erhalten sich allerdings so lange, wie der Nebenerwerb ‚Landwirtschaft‘ noch besteht. Und nur durch ihn wird die Handlungslogik des bewahrenden und umsichtigen Dingumgangs bestätigend re-produziert. Hier bewahren die Gegenstände eine der industriellen Welt fremde, noch vieldeutige Funktionalität, wie die allseitige Umnutzung zeigt. Ein pfleglicher, sorgender und wahrer Dingumgang kann sich nur da halten, wo die Produktion noch nicht vollständig ‚aus der Hand gegeben‘ wurde. Schiebt sich die Maschine zwischen Produkt und Einzelnen, dann beginnt die Herrschaft eines neuen Sinnesorgans, des Auges, und die Hand verliert an Bedeutung. Die Geschichte des Niedergangs des *Handwerks* ist bekannt. Mit dem ihm parallelen Aufstieg der industriellen Fertigung konstituiert sich die für unsere Gesellschaft typische, kultur‚bürgerliche‘ Unterscheidung von wertvoller, antiquarischer Sachwelt und dem alltäglichen, dem kontinuierlichen Vergessen anheimzugebenden nicht-auratischen Konsumkosmos der Massenfertigung. Diese Dichotomisierung der Sachwelt¹³ erfaßt mittlerweile auch den hier beschriebenen Sozialraum einer lokalen, landwirtschaftlich-industriellen Zwischenrealität. Zwar wäre, wie der Betriebsschlosser sagt, der ‚Antiquidäde‘-Sammler im Murgtal ‚b‘schisse dro‘, doch heute fällt es keinem mehr ein, den alten Bauernschrank noch zum ‚Hasenstall‘ umzunutzen – er wird auf dem Dachboden wohlweislich zurückgehalten. Mit den urbanen ‚Kulturbürgern‘ können und wollen die Murgtaler zwar nicht mithalten. Doch immerhin werden schon alte Wagenräder und Kummel mit angehängten Geranienblumentöpfen an den Häuserfassaden plaziert. Damit wird die polyfunktionale Vieldeutigkeit der Gegenstände aufgekündigt und die Dichotomie von alltäglicher und antiquarischer Gegenstandswelt initiiert, wenn auch nicht ganz nach den Präsentationsvorstellungen des museumsnahen Kulturbürgers. Denn so ganz ohne utilitäre Funktion, und sei es die eines Blumenkastens, kann man das alte Stück halt doch nicht der Öffentlichkeit präsentieren – der Geschmack bleibt also immer noch der *Notwendigkeit* verhaftet und löst sich noch nicht in interesse- und funktionsloses Wohlgefallen auf.

Anmerkungen

- 1 Die Interviews wurden im Februar-März 1983 im Nordschwarzwald durchgeführt.
- 2 Das Engpannt-sein in zwei Arbeitsfeldern und -rhythmen bedeutet für sie dauernde ‚Hetze‘ bis zur Überforderung und wird dabei zur zweiten Natur. Gerade die Jüngeren im Dorf, die im Nebenerwerb Landwirtschaft nicht mehr ‚anpacken‘, sagen über ihre Väter oft: „Der wird krank, wenn er nicht arbeiten kann.“
Die Rückbindung an die Landwirtschaft sorgt nicht nur dafür, daß sich die Betroffenen im jeweiligen Betrieb gegenüber ihren ‚urbanen‘ Arbeitskollegen deutlich ‚verfleißigen‘, sie diszipliniert auch positiv: Fleiß und Sparsamkeit bilden den subjektiven Sockel des für ländliche Arbeiterhaushalte typischen und meist realisierten Traums vom „eigenen Haus“. Gestützt durch das für den ländlichen Raum noch zentrale Fundament gegenseitiger Hilfeleistung über Verwandtschaftsbeziehungen, kommen so die im kleinbäuerlichen Bereich erwachsenen Dispositionen voll zur Entfaltung.
- 3 Ein Witz mit gleicher Grundstruktur findet sich auch anderswo. Bei Gerd Meiser heißt es über die Arbeiter aus dem mittlerweile geschlossenen Neunkirchner Eisenwerk:
„Sie wissen, wie man diese oder jene Arbeit am besten angeht und wie das, was man brauchte, aus dem Werk zu schaffen war: ‚Wenn sich bei dämm ähna foas Haus schdeidd unn ruhfd, Hidd komm raus, fallds ganze Heisje sesamme!‘ ist ein alter Witz. Damals, als die Gruben um Neunkirchen noch florierten, gab es Ähnliches über die Bergleute zu berichten. ‚Bei dämm‘, so sagten die Experten, ‚sahd schon die Fußmadd Glück auf, wenn ma druuffdräh!‘“ Aus: Meiser, Gerd: Stahl aus Neunkirchen. Saarbrücken 1982, S. 90.
- 4 Da es hier nicht um die anderen Formen nicht-institutionell geregelter Konflikte am Arbeitsplatz gehen kann, sei auf Arbeiten hingewiesen, die den alltäglichen Arbeits-, „kampf“ im modernen Produktionsbetrieb thematisieren: Hoffmann, Rainer W.: Die Verwissenschaftlichung der Produktion und das Wissen der Arbeiter. In: Böhme, Gernot und von Engelhardt, Michael (Hrsg.): Entfremdete Wissenschaft. Frankfurt a.M. 1979, S. 229-256. Und: Ders.: Arbeitskampf im Arbeitsalltag: Formen und Perspektiven des verdeckten industriellen Konflikts. Frankfurt a.M./New York 1981.
- 5 In den Revolutionsjahren 1848/49 nahmen solche „Gewohnheitsrechte“ die Gestalt von „Wald-“ und „Forstexcessen“ an. Holzdiebstahl und Wilderei wurden vor allem aber nicht nur in standesherrlichen Gebieten praktiziert, oft im Kollektiv. Der Waldfrevel nahm im Königreich Württemberg um die Mitte des 19. Jahrhunderts solche Ausmaße an, daß am 23. April 1848 eine königliche Verordnung generelle Amnestie für Forst- und Jagdvergehen erließ.
- Signatur der Zeit des Vormärz ist die Pauperisierung der unteren Schichten – Ergebnis sowohl der Krise der alten Versorgungsweise ‚feudaler‘ Textur wie der beginnenden Durchsetzung des Lohnarbeitsstatus. Überbevölkerung, Ernteaussfall und parallel laufende Verteuerungszyklen, Erwerbslosigkeit führten zur rapiden Verschlechterung der Versorgungssituation, die Zahl der Notdelikte nahm zu: Wanderarbeiter mußten zum Bettel und zum Felddiebstahl greifen, auch unerlaubtes Fischen, Wilderei, Abstoppen der Felder und besonders Grasdiefbstahl kamen immer wieder vor Gericht. Im 19. Jahrhundert stand diese Art der „petite delinquance“ in Konjunktur, der Holzdiebstahl war dabei *das* zentrale Massendelikt dieser Epoche. Doch handelte es sich nicht nur um *Notdelikte*: Durch die preußischen Reformgesetze im Agrarbereich fiel dort 1811 der traditionelle Anspruch der Gutsuntertanen auf „Raff“- und „Leseholz“ weg, 1821 wurde das gemeinschaftliche Eigentumsrecht an Wiesen, Wäldern und Äckern aufgehoben und zudem das Holzdiebstahls-gesetz erlassen. Während die gesetzlichen Rechtsvorstellungen den neuen, den bürgerlichen Verkehrsformen angemessenen Eigentumsbegriff auch für diesen Bereich justierten, stand dem eine Eigentumsvorstellung ‚von unten‘ gegenüber, die nur jene Güter als persönliches Eigentum respektierte, die Spuren menschlicher Mühe und Arbeit aufwiesen. Das Holz hingegen wuchs ‚für alle‘ – derart ließe sich das Rechtsbewußtsein der damaligen Unterschichten verkürzt aber pointiert umschreiben.
Der betreffende Artikel von Marx findet sich in: Marx, Karl und Engels, Friedrich: Werke Band 1. Berlin (Ost) 1977, S. 109-147. Zur in der Fußnote angedeuteten Problematik vgl. die Hinweise zu Württemberg bei: Scharfe, Martin: Die Erwartung, daß „nun alles frey sei ...“ Politisch rechtliche Vorstellungen und Erwartungen von Angehörigen der unteren Volksklassen Württembergs in den Jahren 1848 und 1849. In: Köstlin, Konrad und Sievers, Kai Detlef: Das Recht der kleinen Leute. Berlin 1976, S. 179-194, bes. S. 192f. Für eine umfassendere Würdigung des Holzdiebstahls und der neuen Deliktstfähigkeit der unteren Schichten im 19. Jahrhundert greife man zu Blasius, Dirk: Kriminalität und Alltag: Zur Konfliktgeschichte des Alltagslebens im 19. Jahrhundert. Göttingen 1978, vgl. auch: Ders.: Bürgerliche Gesellschaft und Kriminalität. Zur Sozialgeschichte Preußens im Vormärz. Göttingen 1976, bes. S. 46-49, 103-109 und die statistischen Zahlenreihen am Schluß: S. 140ff.
- 6 Marx, Karl, wie Anm. 5, S. 119.
- 7 Im Saarland hält man sich an die folgenden „Kleinigkeiten“:
„Um Feuer anzumachen, braucht man Kohlen und Brennholz. Die Kohlen erhielt der Bergmann fast kostenlos von der Grube. Sollte er sich da noch selber das Holz kaufen, wo es einem in der Grube nur den Weg durch den Streb versperrt? – Die Bergleute verneinten diese Frage. (...) Fast könnte man meinen, die Bergleute hätten nach einem wohlgedachten Plan in zäher Kleinarbeit die Verstaatlichung des Bergbaus rückgängig machen wollen. Langsam, aber stetig ging die ‚Reprivatisierung‘ voran. Stück für Stück im wahrsten Sinn des Wortes. Denn am häufigsten wechselte das Grubenholz den Besitzer, und zwar immer in eine Richtung: Von der Grube in den Keller des Bergmanns. Und allmählich bürgerte sich in der Umgangssprache sogar ein eigener Begriff für diese Eigentümlichkeit ein:

- „Mudderklitzje“ nannten die Bergleute liebevoll ihr reprivatisiertes Brennholz. Es war kein Diebstahl, beileibe nicht. Denn überlange Holzstempel mußten ja zurechtgesägt werden. Und wohin mit dem Abfall, ohne den Streb zu verunreinigen? – Mit viel Fleiß zerkhackten sogar einige das „Mudderklitzje“ in dünne Hölzer, banden das ganze mit fiskalischem Schießdraht zusammen, in den Rucksack damit und heim zu Mutter. So manche Bergmannsfrau konnte voller Besitzerstolz erzählen: „Wenn ich in den Keller geh, dann ruft's aus allen Ecken ‚Glückauf!‘“ (Aus: Bungert, G. und Mallmann, K.-M.: Bergmanns Geschichten von der Saar. Saarbrücken 1979, S. 39f.). Dafür, daß solche Akte auch offiziell legitimiert und noch der moralischen Weihe teilhaftig werden können, dafür steht der Kohlenklau der Nachkriegsjahre, das sogenannte „fringsen“ ein. Vgl. dazu: Le Musee sentimental de Cologne. Entwurf zu einem Lexikon von Reliquien und Relikten aus zwei Jahrtausenden KÖLN INCOGNITO. Kölner Kunstverein 1979, S. 75-79.
- 8 Hier sei der theoretische Kontext dieser kleinen Arbeit umrissen: Für die Erklärung der „petite delinquance“ im 19. Jahrhundert wird im allgemeinen das zweiteilige Argument vorgetragen, daß nämlich nicht nur aus *Not* gestohlen wurde, sondern daß die Raffholzdiebe zudem „altes Recht“ gleichsam ‚von unten‘ gegenüber der oktroyierten neuen Rechtskodifikation zu behaupten versuchen. Für die hier geschilderten Haltungen zur Wiederverwendung und zum Reparieren läßt sich natürlich eine offensichtliche Notlage als Agens nicht ausmachen. In Bezug auf Wiederverwendung und umsichtigen Umgang mit der Dingwelt wird allerdings darauf hingewiesen, daß das Handeln als „Überlebsel“ einer kleinbäuerlichen Logik des Wirtschaftens zu deuten sei. Kleinbäuerliche Ökonomie ist immer auch „Ökonomie des Notbehelfs“, die genuin renovative Fähigkeiten und Dispositionen zur maximalen Materialausnützung erfordert. Bei der Indienstnahme der Fabrik möchte ich nicht so sehr die politische Dimension in den Vordergrund rücken, auch wenn hier zweifellos eine alltäglich-mikroskopische Form der Auseinandersetzung mit Eigentums- und Herrschaftsverhältnissen vorliegt. Wichtig erscheint mir zudem der Hinweis auf eine zusätzliche *Bedingung der Möglichkeit* solchen Handelns im Betrieb. Darauf weist die kurze Explikation der subjektiven Eigentumsvorstellung hin. Vgl. zum oben erwähnten Begriff der „economy of makeshifts“: Hufton, Olwen H.: *The Poor of Eighteenth-Century France 1750-1789*. Oxford 1974. Zur Handlungslogik bäuerlichen Wirtschaftens: Fel, Edith und Hofer, Tamas: *Bäuerliche Denkweise in Wirtschaft und Haushalt*. Göttingen 1972.
- 9 Der Begriff des „Überlebsels“ findet sich auch beim frühen Sigmund Freud: Vgl. seinen Brief vom 6. Dezember 1896 an seinen Brieffreund Wilhelm Fließ. In: Freud, Sigmund: *Aus den Anfängen der Psychoanalyse*. Briefe an W. Fließ. Abhandlungen und Notizen aus den Jahren 1887-1902. Frankfurt a.M. 1962, S. 151f. Von Interesse ist in diesem Zusammenhang nicht, daß Freud dort für die spätere „Traumdeutung“ zentrale Annahmen über den psychischen Apparat entwickelt, bzw. daß er eine genetische Begründung des psychischen Apparats versucht. Interessant ist die Grundstruktur des Arguments, die – in eine soziologische Argumentation transponiert – dann von *Handlungsmustern und -schemata* ausgeht, welche, durch ihre einstigen Entstehungsbedingungen geformt, fortwährend nach einer „begrenzten Erfindungsgabe“ (Bourdieu) Praxen generieren, die sich auch unter veränderten Bedingungen noch zeigen können. Der Begriff des „Überlebsels“ soll hier als glückliche, abgekürzte Umschreibung eines Sachverhalts stehen, der in der Soziologie als „Hysteresis des Habitus“ (Bourdieu) umschrieben wird. Zur Verschiebung von objektiver Struktur und subjektiver Disposition, also zur Trägheit des Habitus, vgl.: Bourdieu, Pierre et. al.: Titel und Stelle. Über die Reproduktion sozialer Macht. Frankfurt a.M. 1981, S. 171. Vgl. zur Habitus-theorie insgesamt, der sich der Autor verpflichtet: Bourdieu, Pierre. Entwurf zu einer Theorie der Praxis. Frankfurt a.M. 1979. S. 139-202. Ich griff auf Freud und nicht zuerst auf Edward Burnett Tylor zurück, dessen Begriff „Survival“ mit „Überlebsel“ bzw. „Überlebsel“ übersetzt wird – und Freud übernahm diesen Begriff sicher von Tylor – da der Begriff innerhalb der letzten Traditionslinie passiviert wurde. Der soziologische Anschluß an Freud bietet sich an, weil ein generatives, die einzelnen Handlungen hervorbringendes Prinzip den Kern seiner Argumentation bildet.
- 10 Der Begriff der „Culture of Poverty“ wurde 1959 von Oscar Lewis mit seinen Studien über die Lebensweise von Slumbewohnern eingeführt. Vgl.: Ders.: *La Vida*. Eine puertoricanische Familie in der Kultur der Armut. Düsseldorf und Wien 1971, bes. S. 45-57. Zur Beachtung dieses Konzepts innerhalb der Volkskunde vgl. das Plädoyer von: Matter, Max: *Landwirtschaftliche Dienstboten im Rheinland nach der ADV-Umfrage zur alten bäuerlichen Arbeit*. In: *Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde*; 22. Jg. (1976), S. 34-50, bes. Anmerkung 2 auf S. 34.
- 11 Würde ein Kulturwissenschaftler in dem von mir besuchten Arbeiterhaushalt nur die Wohnzimmer- und Küchenschranktüren öffnen, so könnte er eine verblüffende Inventarliste an Geschirr erstellen, die von unzähligen Nippes, über zig Kaffeeservices bis zum Fischbesteck mit dazugehörendem Geschirr reicht. Dem steht allerdings die *soziale Gebrauchsweise* diametral gegenüber. Werktags und oft auch am Sonntag, bilden – mitunter geklebter – bauchiger Suppenteller und ungenutztes Senfglas immer noch das Geschirr-in-Gebrauch. Die in der individuellen Vergangenheit inkorporierte dürftige Lage, die als Disposition zur Sparsamkeit sich äußert, beginnt in diesem Fall zu ‚horten‘. Der wirtschaftliche Aufschwung in die Konsumgesellschaft ging auch hier nicht spurlos vorüber, ein guter Teil davon verstaubt allerdings in den Schränken – der Fortschritt ist also noch partiell auf dörfliches ‚Eis‘ gelegt.
- 12 Sicherlich hat die Arbeit auf den Äckern *auch* einen kompensierenden Wert, aber die Folgen des Eingespantseins in zwei Welten – die eine mit einer unerbittlichen linearen Zeitstruktur des Schichtbetriebs, in der Tag und Nacht eingebeut werden, und die andere, mit der Beachtung einer von der Natur vorgegebenen Zeitstruktur, in der

man zur ‚rechten Zeit‘ umgraben, hacken, säen, beschneiden, jäten, gießen, düngen und ernten muß – hat Folgen. Daß Nachbar oder Schwager zuviel arbeiten, und damit den zentralen Wert „Gesundheit“ aus Spiel setzen, ist am Mittags- und Stammtisch oft Gesprächsthema. Wenn die Kinder im Nebenerwerb nicht mehr mit ‚anpacken‘, wächst dem Arbeiterkleinbauern diese Doppelbelastung über den Kopf‘.

- 13 Vgl. zum „Umgang mit Sachen“ den gleichnamigen Eröffnungsvortrag von Utz Jeggle zum Volkskunde-Kongreß 1981, in: Köstlin, Konrad und Bausinger, Hermann (Hrsg.): Umgang mit Sachen. Zur Kulturgeschichte der Dingegebrauchs. Regensburg 1983, S. 11-25.

Martin Schmeiser